

LESERBRIEFE

► **Der gelbe Tisch**
Bauwelt 17–18.13, Seite 8

Wozu eine Bundesstiftung Baukultur?

„Gut gestaltet, gut gemeint, aber schwer zugänglich“ meint die Bauwelt zur „Bundesstiftung Baukultur“. Die Frage stellt sich, welchen Sinn sie dann hat. Schließlich ist es gesetzliche Aufgabe aller 16 Architektenkammern, „die Baukultur und das Bauwesen zu pflegen und zu fördern“ – so oder ähnlich steht es in den Gesetzen. Wozu braucht man dann eigentlich noch eine „Bundesstiftung Baukultur“? Hat eigentlich irgendetwas in den vergangenen Jahren seit der Gründung bemerkt, dass es sie gibt (wohlgemerkt: gemerkt, nicht von Haus aus gewusst)? Hat man ihre Stimme gehört, als es um Stuttgart 21, Berliner Flughafen, Elbphilharmonie, Leipziger Stadttunnel ging? Wurde auf ihrer Bühne die Zukunft des Tempelhofer Flugfelds diskutiert? Die IBA in Hamburg? Wo sind ihre kreativen Vorschläge für die Zukunft aussterbender Dörfer in MeckPom oder Schleswig-Holstein? Und wo bleibt ihr Beitrag zur Frage der steigenden Mieten in den

Ballungsräumen? Oder hat das etwa alles mit Baukultur nichts zu tun?

Als Mitglied der seinerzeitigen „Initiative Architektur und Baukultur“ und Verfasser des ersten Statusberichtes „Baukultur in Deutschland“, der von Bund, Kammern, Verbänden, den Vertretern der Länder wie der Kommunen weitgehend einvernehmlich verabschiedet wurde, bin ich tief enttäuscht über das, was aus sehr viel politischem, beruflichem und bürgerschaftlichem Engagement – aus allen zusammen! – geworden ist. Denn eines ist doch klar: Eine Stiftung Baukultur kann nur den einzigen Zweck haben, dieser eine öffentliche Stimme zu geben. Tatsächlich verhungert die Stiftung heute am immer dürrer werdenden finanziellen Arm der Politik, und die meisten Architekten – wie auch die Öffentlichkeit! – wissen nicht einmal, dass es sie gibt.

Dabei gab es seinerzeit die Öffentlichkeit dafür: Ein Kongress mit Bundespräsident, zwei Bundesministern und dem zuständigen Landesminister hatte das bewiesen – heute undenkbar. Ein politisches Programm mit berufspolitischen Teilen – mehr Wettbewerbe, weniger PPP-Projekte, Verbraucherberatung durch Architekten –, mit öffent-

lichkeitswirksamen Aspekten – von der jährlichen Biefmarkenserie bis zur Plakette an jedem Haus, das den Architekten nennt, bis zu Fragen der Bürgerbeteiligung an der Zielfindung von Entscheidungen – und mit Empfehlungen wie der Koppelung von Abschreibungsmöglichkeiten an Qualitätskriterien war von allen Beteiligten einvernehmlich entwickelt worden. Man kann es als Bundesdrucksache nachlesen: dipbt.bundestag.de/doc/btd/14/089/1408966.pdf.

Nichts davon ist realisiert. Die Stiftung, von vornherein unterfinanziert, hat die „Empfehlungen und Maßnahmen“, soweit ich sehe, auch nicht verfolgt. Karl Gansers öffentlichkeitswirksame Vorschläge wie die jährlich wechselnde „Hauptstadt der Architektur“ oder ein „Schwarz-Weiß-Buch“ zu Planungspleiten, Pech und Pannen? Nie verwirklicht. Bei der Dominanz der Politiker im Stiftungsrat – fünf Bundestagsabgeordnete, drei Minister(vertreter), fünf Architekten/Ingenieure/Bauindustrielle, keine „Öffentlichkeit“ – war das auch nicht zu erwarten.

Nur: Fachdiskussionen können Kammern, BDA und andere berufsspezifische Organisationen besser; vor allem erreichen sie wenigstens ihre ei-

gene Klientel. Die Klientel der Stiftung ist die Öffentlichkeit. Die Fachmedien haben die Stiftung nicht weiter zur Kenntnis genommen; sie haben den seinerzeitigen Diskussionsprozess genauso wenig verfolgt und beeinflusst wie die Architekten.

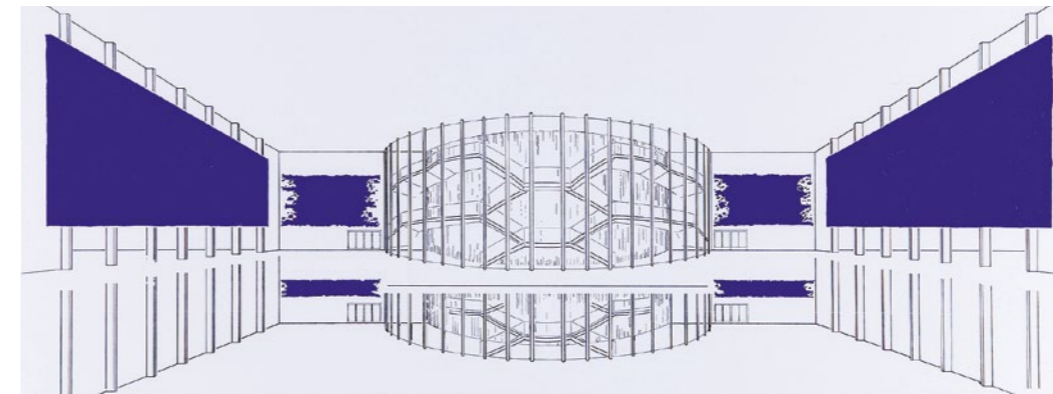
Jetzt haben wir einen neuen Vorsitzenden. Es ist ihm Glück zu wünschen. Aber ich glaube nicht daran. Denn ob es diese Stiftung gibt oder die berühmte Tür in Chicago zuklappt usw. Das Geld sollte man in kluge Schulbücher und Projekte stecken. Denn die Schulen sind es, die sich heute tatsächlich vielerorts und vielfältig um die Baukultur und deren Verständnis bemühen, unterstützt nicht von der Stiftung, sondern von den Kammern. Vergleichbare Institutionen haben Länder wie Dänemark, Österreich, die Niederlande – alle finanziell besser ausgestattet, zum Teil mit dem Mehrfachen als die arme Bundesrepublik. Es sind – Zufall? – Länder, denen auch eine gute Architekturqualität nachgesagt wird.

Was dagegen ist in den letzten fünf Jahren seit der Gründung der Stiftung bei uns anders geworden – besser, schlechter im Hinblick auf die Baukultur im Lande? *Gert Kähler*

AUSSTELLUNG

Über alle Katastrophen hinweg | Ein Blick auf 200 Jahre deutsch-französische Architekturgeschichte

Fünzig Jahre Elysée-Verträge: Der Jahrestag gab den äußeren Anlass dafür, zwei Jahrhunderte Architekturgeschichte in Frankreich und Deutschland – die mal getrennt, mal gemeinsam verlief, die sich mal gegenseitig beobachtete, mal beeinflusste – näher zu beleuchten. Daraus ist eine opulent bestückte Ausstellung entstanden, die jetzt ihre Premiere in Straßburg feierte und ab Oktober im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt zu sehen sein wird. Das Musée d'Art Moderne et Contemporaine in Straßburg und das DAM haben unter der Regie von Jean-Louis Cohen und Hartmut Frank die Ausstellung und den Katalog gemeinsam erarbeitet. Beide, Ausstellung und Kata-



Oben: Otto Warth, Universität Straßburg, um 1884; links: Werner Ruhnu, Perspektive vom Foyer der Oper Gelsenkirchen mit der Ausmalung von Yves Klein; rechts: Marcel Lods, Skizze zum Wiederaufbau von Mainz.

Abbildungen: saai/Karlsruher Institut für Technologie; Kunstmuseum Gelsenkirchen; Privatsammlung, Paris

log, haben für sich genommen Bestand: Die Ausstellung besticht mit teils großformatigen Exponaten, Modellen und Rissen, mit selten oder noch gar nicht publizierten Skizzenbüchern, Fotos und Filmen; der 450-seitige Katalog (bislang nur auf Französisch) liefert darüber hinaus blickende, Zeiten und Themen übergreifende Aufsätze von rund zwanzig Autoren etwa zu „Denkmalpflege“ und „Patrimoine“. In Frankreich qualifiziert als Ausstellung „von nationaler Bedeutung“, wurde das Projekt mit einer staatlichen Sonderförderung unterstützt.

In neun thematischen Feldern, beginnend mit Viollet-le-Duc und Friedrich Gilly um 1800 und endend mit Marc Mimrams Passerelle zwischen Straßburg und Kehl von 2004, wird vor dem Hintergrund der bewegten politischen Geschichte eine umfassende Geistesgeschichte des Bauens ausgebreitet – dingfest gemacht nicht zuletzt an herausragenden Werken der Kunst von Victor Hugo, Fernand Léger,

Lyonel Feininger oder Gerhard Richter. Die bemerkenswerte Erkenntnis: Selbst über Zeiten erbitterter Feindschaft, über Kriege und Zerstörungen, Besetzungen und Gebietsabtretungen hinweg blieb der Dialog fruchtbar und lebendig. Eindrucksvoll wird die Vermittlerrolle etwa von Siegfried Giedeon oder Julius Posener beleuchtet, wird die Faszination bekräftigt, die das Bauhaus ausübte und umgekehrt das Werk Le Corbusiers. Oder fünfzig Jahre später die IBAs in Berlin und im Ruhrgebiet mit ihrem Impuls für eine neue Auffassung von Urbanität.

Ein wenig mager, um nicht zu sagen hilflos, wirkt dagegen das Schlusskapitel „Gemeinsam in Europa“, bebildert vor allem mit einer Fotosequenz auf einem Monitor: zu schnell um zu erfassen, worauf es ankommt – und kein überzeugendes Äquivalent zum Auftakt der Ausstellung mit dem vier Meter hohen originalen Aufriss der Kölner Domfassade von Georg Moller um 1818. Axel Sowa versucht in seinem Katalogtext im Rückzug auf das Lokale eine Erklärung für die fehlende grenzüberschreitende Architektarbeit in den 1980er Jahren zu finden. Erst um 1990 habe es wieder fruchtbare Kooperationen gegeben, etwa bei der Akademie Mont-Cenis in Herne und der Überdachung der Arena in Nîmes. Statt diesen Pfad weiter zu verfolgen (und z.B. Auer und Weber zu erwähnen, deren französische Projekte gerade in München ausgestellt sind), schiebt Sowa



der internationalen Immobilienwirtschaft die Verantwortung für das global indifferente Baugeschehen der letzten Jahre zu, wie es sich auf den Immobilienmessen in Cannes und München manifestiere.

Überzeugender ist die Ausstellung dort, wo sie städtebauliche Konzepte in ihrer historischen Bedingtheit neu ins Bewusstsein bringt: in Metz, in Mainz, in Marseille oder Straßburg. So spiegelt ein Film von Laszlo Moholy-Nagy von 1929 das Leben am Alten Hafen in Marseille vor der teilweisen Sprengung der Altstadt durch die deutschen Besatzer 1943 und dem Wiederaufbau durch Eugène Beaudouin und Auguste Perret mit frühen Beispielen des vorfabrizierten Bauens für große Wohnblocks. Oder die „Neue“ bzw. „deutsche“ Stadt in Straßburg, geplant und gebaut, als Straßburg nach 1871 Hauptstadt des deutschen Reichslands Elsaß-Lothringen werden sollte, die heute anerkannt ist als Stadtqualität sui generis: Straßburg betreibt derzeit den Antrag, seinen Status als UNESCO-Weltkulturerbe auf diese Neustadt auszudehnen. *Gudrun Escher*

Interférences/Interferenzen. Allemagne – France 1800–2000 | Musée d'Art moderne et contemporain, 1 place Hans Jean Arp, 67076 Strasbourg | ► www.musees.strasbourg.eu | bis 21. Juli | vom 3. Oktober bis 12. Januar im DAM in Frankfurt | Der Katalog kostet 59 Euro.

Wenn wir auf Uruk blicken | eine der ersten Großstädte der Welt, können wir nicht anders, als uns zu fragen: Warum tun wir uns das an? Warum leben wir in Städten, dicht gedrängt, lassen das naturnahe Landleben hinter uns, um eine kleine Nische in den hektischen Metropolen der Welt zu ergattern? Die Ausstellung „Uruk – 5000 Jahre Megacity“ im Berliner Pergamonmuseum zeigt bis 8. September Zeugnisse einer Stadt im südlichen Irak, ausgegraben von 1912 bis 1930, die nicht viel zu tun hat mit dem heutigen Tokio oder Mumbai. Dennoch legt uns der Titel nahe, in Fundstücken, 3D-Grafiken und Satellitenbildern das Prototypische der Stadt lesen zu können. Vieles, für das sich der moderne Mensch rühmt, soll hier entstanden sein: Politik, Schrift, Handel, Arbeitsteilung, Bürokratie, Bier. Über all dem schwebt der Geist von Gilgamesch, dessen Statue den Eingang zur Ausstellung bewacht. In seinem Epos sucht er nach der Unsterblichkeit – und findet die Erfüllung darin, seine Stadt zu beschützen, die Stadt Uruk.

► www.uruk-megacity.de



© Deutsches Archäologisches Institut, Orient-Abteilung